

## 81] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Die Tage des Mai glitten mit steigender Wärme dem Ende zu. Von S. Maitland Wolsey kam die Nachricht, daß es jetzt zu spät sei, das Kontor in Chicago aufzusuchen. Er sollte der Eröffnung einer Ausstellung in Georgia beiwohnen, später war er vom New Yorker Yachtclub eingeladen, als Fachmann der Jury beizutreten, die über Sir Liptons Versuch, mit seinem neuen Rennsegler Shamrock den Defender von Amerika zu besiegen und den ersehnten Pokal zu gewinnen, entscheiden sollte; und dann kam die Tour durch die Badeorte. Aber im Juli konnte es ja sein, daß er — wie er sich nonchalant ausdrückte — einen Abstecher nach der Stadt des Schweinefleisches unternahm; und dieser Ausspruch rief ein Erzittern hervor bei allen Kontorangestellten — mit Ausnahme von Mr. Roth und Helge. Der letztere dachte überhaupt nicht mehr so weit als Juli.

Ein einziges Mal hatte das Ferntelefon ihn aus New York angeklungen. Es war ein Aufruhr gewesen ohne gleichen. Er war gerade drüben auf der Börse, und Burke kam herübergestürzt, als handte es sich um Leben und Tod. Helge war rot und blaß; er glaubte, irgend etwas Ernstes, Entscheidendes müsse geschehen sein. Als er dann innerhalb der schwarzen Filzwände der Zelle stand und aus weiter, weiter Ferne her eine entstellte Stimme in abgehackten Vibrationen seinen Namen aussprechen und ein paar ganz bedeutungslose Worte hinzufügen hörte, von denen die Hälfte in der wiederholten Aufforderung bestand, doch lauter zu sprechen, da empfand er das Ganze wie einen Hohn und eine Parodie auf ihren Liebeshandel. Und als er eine Minute darauf in seinem Ohr das Abhängesignal hörte und eine Stimme von Buffalo im Befehlshaberton ein paar unverständliche Worte schrie, da war er mit einem Mal verwirrt und seltsam ernüchert. Draußen im Kontor starren ihn alle an, und Mr. Mand, grün und gelb und schwarz gefleckt im Gesicht vor Schrecken und Unruhe, verfluchte Mr. Swanson gegenüber, der noch weißer und hundekriecherischer als gewöhnlich war, diesen verdammten Schweden, der sich hier eingeschmuggelt hätte und der jedenfalls — wie aus dieser merkwürdigen Telephoniererei zu ersehen war — mit dem New Yorker Kontor unter einer Decke stehe. Helge schrieb sofort an die Fanchetti und beschwor sie, ja nie mehr zu telephonieren, da diese kostspielige Extravaganz der Linie, in der er eine so untergeordnete Stellung einnahm, völlig unverständlich erscheinen mußte. Die ganze Episode hatte ihn mehr als alles sonstige in ihrem Verhältnis peinlich berührt. Die Abende der letzten Woche hatte er in Kugels kleiner North Clark-Street-Bar verbracht, in Gesellschaft von Hannover und Griff. Am liebsten war er allein mit Griff, da dieser mit mehr Teilnahme seinen Phantastereien zu lauschen schien. Der Doktor dagegen lachte skeptisch oder ironisch und tat brutale Aussprüche über die Schwedern. Im übrigen wurde Helge nach und nach stiller. Die beiden anderen hatten angefangen, Pläne zu schmieden, wie sie im Sommer miteinander nach Hause reisen wollten, und Bendel fühlte sich ausgeschlossen. Sie hatten Interessen und Menschen daheim — was hatte er? Er vergaß die Schimäre, die er binnen wenigen Tagen erwartete; er sah die alten, vertrauten Bilder — den Platz, das Schloß, den Strom, die Brücke, den Turm, die Kaie. Ja, die Stadt war da. Es kam nur darauf an, daß man sicher wußte, ob sie nicht doch, — wenn es drauf und dran kam — trotz allem im Traumland lag.

Er war noch magerer und höhlängiger geworden. Etwas Fieberkrankes lag über seinen Zügen, und mit dem flackernden Blick, den nervösen Mundzuckungen und den mit barocker Lustigkeit abwechselnden Schwermutsanfällen erschien er wie ein Halbverrückter — der er im Grund ja auch war.

Die ersten wirklich warmen Tage des Sommers waren vergangen. Ohne Dämmerung kam die Nacht — eine sternklare, südliche Ziminacht mit tiefsiehendem Mond, der über der schwarzen Fläche des Michigansees hing wie eine große Blut-

orangenscheibe, in der Tycho's Ringgebirge das zersprengte Kernhaus war. Unter den Alleebäumen der bewohnten Straßen glimmten die Tabakspfeifen, und Männer, müde, erhitzt und durstig, saßen auf den Haustreppen. Weiße Hemdärmel und Blusen drängten sich aneinander, während Blechgefäße mit Bier von Mund zu Mund gingen. Die Kneipentüren warfen gelbe Streifen ins Dunkel, und ein fortwährendes Trippeln eiliger Füße, ein Rasseln von Zinn- oder Porzellantrüben ging und kam zwischen diesen Türen und verlor sich unter den Bäumen. Der Staub, Pferdehollen- und Asphaltgeruch der Avenuen verlor sich so nach und nach im Rauch des billigen Virginiatabaks und dem süßsäuerlichen Malzbrunst aus Tonnen und Fässern, die unaufhörlich hin und her gerollt wurden.

Aber drunten in der Geschäftsstadt pulsierte das beginnende Nachtleben — eine bizarre Nachahmung europäischen und amerikanischen Gemüthsgehalts, der in dieser Stadt, wo Osten und Westen am schärfsten aufeinanderstoßen, ganz besonders hervortritt. Die vulgären Restaurants, Bars, Spielhäuser, Bordelle und Opiumhöhlen der Clark Street erstrahlten in barbarischer Beleuchtung, die von keinerlei Schirmen oder Milchgläsern abgeschwächt oder gedämpft wurde, sondern deren elektrische Flammen unbehüllt und zischend ein augenmörderisches Licht in Magnesiumweiß, Rot und Violett verbreiteten. Spiegel und Reflektoren erhöhten noch die schreiende Wirkung.

In diesem Licht drängten sich Gesichter aller Nationen, und die Beleuchtung machte den Ausdruck von Laster, Leidenschaft und Tierischeit noch unheimlicher, so daß das Gewimmel einem Faschingszug von animalen Masken glich. Phonographen und automatische Drehorgeln, Pianolas und schrille Banjos, Messingdeckel, Triangel und Negerkastagnetten (zwei schwarze, flache Holzstäbe) betäubten das Ohr mit den neuesten Idiotengassenhauern. Ab und zu klangen aus einem Haus laute Wildtier-Schreie und Silberfuge; man hörte Stöße, Siebe, Füßegetrampel, dazwischen Flüche und Weinen, oder auch ein Revolverknallen. Durch die halbzertrümmerten Jalousien eines schmierigen Hotels sah man oft genug ein halbnaektes Mädchen in zerrissenen Kleidern, fast noch ein Kind, das eben erst aus einer Gistnarkose aufgewacht war und wimmernd vor Entsetzen vergebens vor einem flüchhebrüllenden Banditen mit einer Stiermähne in der Stirn und schwarzblauem Gorillafascher zu fliehen versuchte. Die Schutzleute an den benachbarten Straßenecken horchten interessiert auf und warteten gemütsruhig auf ihr Trinkgeld vom Wirt.

Ein Stück weiter nach Osten lag State Street. Hier flammten die Schaufenster der Riesenläden in nächtlicher Pracht, hier strahlten Theater und Luxuscasés, die glänzenden Eingangshallen der Hotelreihen, die Marmorfassaden der Wolkenkratzer. Die weißen Sonnen der hohen Kandelaber, die Reflektorentransparente, und die gelblichweißen Lichter der diskret und verführerisch drapierten Hotel Fenster machten die Nacht zum festlichen Tag. Hohe Cabs und Tausende von Autos rollten wie in einer Schau Fahrt unter diesem Schein dahin.

Am Granitjodel des Masonic Temple an der nordöstlichen Ecke der Randolph Street erreichte das Gedränge seinen Höhepunkt. Eine dichte Queue hatte sich vor den Vordertüren des Dachvarietés gebildet, und die Wagen, die nach dem Glasgang des französischen Restaurants wollten, machten die Sperre zu einer vollständigen.

Helge sah ein, daß es unmöglich war, sich durchzudrängen. Er hatte auch gar keine besonders große Lust dazu. Diese Funitage, denen er teils in zitternder Angst, teils in wahnwütiger Sehnsucht entgegengesehen hatte, waren ihm zu einem ungeahnten Martyrium geworden, aus dem er sich jetzt langsam wieder herauszuarbeiten begann.

— Platz! Platz! Macht Platz! brüllten der Portier des Hauses, die Schutzleute des Stadtviertels und die Haushofmeister der Restaurants, indem sie mit Püffen und Ellbogenstößen, mit Stöcken, Stäben und Händen den Kutschern und Chauffeuren den Weg zu bahnen versuchten. Knallende Weitschen und tutende Supen drohten und warteten, und die Reihe der Gefährte glitt wie ein Zug großer Schnecken zwischen der schwankenden, wogenden Volksmasse durch. Bendel rettete sich

unter ein Sonnensegel und lehnte sich müde gegen eine der Baldachinstangen. Der rote Trottoirläufer fühlte sich an wie weicher Sand durch seine dünnen, brennenden Sohlen.

Er wartete auf die Fanchettis.

Seit dem Tage, da die Schwejstern wieder nach Chicago gekommen waren, hatte er sie gleichsam in kleinen Brosamen und Fetzen, stückweise, augenblicksweise gesehen. Immer waren sie in Anspruch genommen, und wenn eine Pause war in diesem atemlosen Gehebe, so schliefen sie. Er hatte sogleich eine Paßkarte für das Varieté bekommen; aber er hatte keine Lust mehr, sie auszunützen. Die Erinnerung an den ersten Abend verfolgte ihn wie ein Apdrücken. Er hatte sich einen neuen Anzug angeschafft, ein leichtes, graues Sommerkostüm von modernstem Schnitt, mit einem seidenen Hemd und seidenem Gürtel. Natürlich war es ein fertiggemachter Anzug, aber er war von Marshall-Field, und er hatte noch nie in seinem Leben etwas so Teures gekauft. Dazu kamen neue Kragen der letzten Faßon, Krawatten und ein Strohhut im Plantagestil, nebst braunen Schuhen mit breiten Rosettenbändern. Das Ganze kostete mehr als ein Monatsgehalt, und er hatte von Griff Geld borgen müssen.

Dann kam die Premiere. An den Zug hatte Helge nicht kommen können, weil er während der Börsezeit ankam und Reuter gerade seine Untergebenen alles befrachten ließ, was überhaupt die Form eines Schiffs hatte und schwimmen konnte. Aber er war mit dem Lift hinaufgeflogen zu ihrem Zimmer und hatte durch einen Türspalt Lillys Fingerspitzen drücken dürfen — sie war eben im Begriff, sich zur Probe umzukleiden. Sie hatte halb verlegen gelacht; und Helge war äußerst unbehaglich zumute gewesen. Aber jedenfalls — da hatte er sein Billett; und am Abend würden sie sich wiedersehen.

Diesen Abend würde er nicht so bald vergessen. So oft er daran dachte, fühlte er noch Fieberhauer und Frösteln, obgleich er zuletzt über sich selber lachte.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Ende.

(Aus Kapitän Scotts Tagebuch.)

Sonntag, 17. März 1912. Ich kann nur beim zweiten Frühstück schreiben; und dann nur gelegentlich. Die Kälte ist ungeheuer groß, mittags 40 Grad. Meine Kameraden sind überaus heiter, aber wir sind in ernsthafter Gefahr zu erfrieren, und obwohl wir beständig davon reden, daß wir uns doch noch durchschlagen werden, glaubt es, meiner Ueberzeugung nach, im Herzen keiner von uns mehr.

Wir frieren jetzt auf dem Marsch und auch sonst immer entsetzlich, nur bei den Mahlzeiten nicht. Gestern mußten wir des Orkans wegen still liegen, und heute geht es furchtbar langsam. Wir sind am Pohlager 14, also nur zwei Pohnmärsche vom Ein-Tonnen-Lager entfernt. Hier lassen wir unsern Theodoliten, eine Kamera und Oates' Schlaffade zurück. Die Tagebücher usw. sowie die auf Wilsons speziellen Wunsch mitgenommenen Gesteinproben wird man bei uns oder auf unserm Schlitzen finden.

Montag, 18. März. Heute beim zweiten Frühstück sind wir 39 Kilometer vom Depot entfernt. Das Unglück schreitet weiter. Gestern hatten wir wieder Gegenwind, Nordwestwind mit Stärke 4, und der Schnee trieb uns ins Gesicht; wir mußten den Marsch unterbrechen; Temperatur 37 Grad. Kein menschliches Wesen brachte es fertig, sich einem Wetter zu trohen, und unsere Kraft ist fast ganz erschöpft.

Mein rechter Fuß ist erfroren, beinahe alle Fehen — noch vor zwei Tagen war ich der stolze Besitzer der besten Füße. So brechen wir allmählich zusammen. Ich Giel rührte mir einen kleinen Teelöffel voll Curypulver in meinen flüssig gemachten Penmittan — er verursachte mir heftige Verdauungsbeschwerden. Die ganze Nacht lag ich mit Schmerzen wach, und auf dem Marsche fühlte ich mich kraftlos; mein Fuß erfroren, und ich merkte es gar nicht. Einen Augenblick Nachlässigkeit — und man hat einen Fuß, den man gar nicht ansehen mag. Bowers ist, was seine Gesundheit anlangt, Nummer Eins, aber große Auswahl ist schließlich unter uns nicht mehr. Die andern glauben noch, daß wir durchkommen — oder stellen sich vielleicht nur so — ich weiß es nicht! Wir haben den Primus noch einmal halb vollgegoßen, das letzte Mal, und sonst

\*) Der tragische Untergang des berühmten Polarforschers setzte im Februar d. J. die ganze Welt in Aufregung. Die Frage nach den Ursachen des Unglücks beantwortet Kapitän Scott jetzt selbst. Soeben erscheint unter dem Titel „Letzte Fahrt“ bei F. A. Brockhaus sein Tagebuch nebst den Berichten seiner Gefährten. (2 reich illustrierte Bände; Preis geb. 20 M.) Das obige Kapitel ist eine Probe daraus.

haben wir nur noch ein wenig Spiritus — dann müssen wir verbrennen. Der Wind ist augenblicklich günstig — vielleicht hilft er uns. Die Entfernung bis zum Depot wäre uns auf der Einreise lächerlich klein erschienen.

Dienstag, 19. März. Zweites Frühstück. Gestern abend wurde uns das Ausschlagen des Lagers sehr sauer, und wir waren fast erstarrt, bis wir unser Abendessen verzehrt hatten; es bestand aus Schiffszwieback, kaltem Penmittan und einem halben Rännchen Kakao, den wir auf Spiritus löschten. Dann wurden wir wider Erwarten ganz warm und haben alle gut geschlafen. Heute brachen wir in der gewöhnlichen schleppend langsamen Weise auf. Der Schlitten war greulich schwer. Wir sind 29 Kilometer vom Depot entfernt und können in drei Tagen hinkommen. Das sind Fortschritte! Wir haben noch auf zwei Tage Lebensmittel, aber nur noch auf einen Tag Brennmaterial. Alle unsere Füße werden schlimm — die Wilsons sind noch am besten, mein rechter am schlechtesten, nur mein linker ist ganz in Ordnung. Aber wie sollen wir unsere Füße schonen, ehe wir das Depot erreicht haben und uns wieder mit warmem Essen pflegen können? Amputation ist jetzt noch das mindeste, worauf ich mich gefaßt machen muß; aber wird das Uebel nicht weitergehen? Das ist die ernste Frage. Das Wetter bietet uns keine Erleichterung — der Wind weht heute aus Nord und Nordwest, und die Temperatur beträgt 40 Grad.

Donnerstag, 21. März. Lager R 60. Montag abend waren wir noch 20 Kilometer vom Depot entfernt; gestern konnten wir den ganzen Tag eines wütenden Orkans wegen nicht weiter. Heute wieder eine verlorene Hoffnung — Wilson und Bowers wollen zum Depot gehen, um Brennmaterial zu holen.

Freitag, 22. und Sonnabend, 23. März. Der Orkan wütet immer fort — Wilson und Bowers konnten sich nicht hinauswagen — morgen ist die letzte Möglichkeit — kein Brennmaterial mehr und nur noch auf einen, höchstens zwei Tage Nahrung — das Ende ist nahe. Wir haben beschlossen, eines natürlichen Todes zu sterben — wir wollen mit unsern Sachen oder auch ohne sie zum Depot marschieren und auf unserer Spur zusammenbrechen.

Freitag, 29. März. Seit dem 21. hat es unaufhörlich aus Westsüdwest und Südwest gestürmt. Wir hatten am 20. noch Brennmaterial, um jedem zwei Tassen Tee zuzubereiten, und trodrene Kost auf zwei Tage. Jeden Tag waren wir bereit, nach unserm nur noch 20 Kilometer entfernten Depot zu marschieren, aber draußen vor der Zelttür ist die ganze Landschaft ein durcheinanderwirbelndes Schneegestöber. Ich glaube nicht, daß wir jetzt irgendwie auf Besserung hoffen können. Aber wir werden bis zum Ende aushalten; freilich werden wir schwächer, und der Tod kann nicht mehr fern sein.

Es ist ein Jammer, aber ich glaube nicht, daß ich noch weiter schreiben kann.

Letzte Eintragung:

Am Gottes willen — sorgt für unsere Hinterbliebenen!

R. Scott.

Wilson und Bowers wurden in ihren Schlaffäden gefunden, die sie über dem Kopf geschlossen hatten, wie stets, wenn sie sich schlafen legten.

Scott starb später. Er hatte die Klappen seines Schlaffades zurückgeworfen und seinen Rock geöffnet. Die kleine Tasche mit den drei Tagebüchern lag unter Schultern und Kopf, und sein Arm umschlang Dr. Wilson.

So wurden sie acht Monate später gefunden.

## Reineke Voss — der Modeheld.

Da liegt er hinter der großen, blanken glitzernden Scheibe in der ganzen Schönheit seines glänzenden viden Felles. Er hat allerdings nichts Prahlisches an sich. Die Pose des Modehelden sagt ihm nicht zu. Er hat zu tief an der eigenen Haut erfahren müssen, was das „in Mode kommen“ bei den Menschen für Unannehmlichkeiten haben kann. Er liegt da ganz genau so, wie er noch vor kurzem auf der Wiese gelegen hat, mitten im Walde auf der grünen sonnigen Mittagswiese. Unregbar still lag er da — genau so, als sei er schon der Modeheld im Schaufenster. Damals hatten es zwischen den gelben Butterblumen auf der Wiese, die ihn recht unangenehm an der Nase figelten, da er mühschenstill halten mußte, noch nicht die Berliner Damen auf ihn abgesehen — sondern ein großer Chor laut krächzender Raben. Mein Onkel Valentin, der ein eisgrauer Nimrod ist und trotzdem keine Volabel aus dem Jägerlatein kennt, hat es mir erzählt und mir zum Beweise nicht nur den Lagerplatz des Vereschlagenen gezeigt, sondern auch noch ein paar Rabenflusen aus dem Grase herborgeholt.

Also Reineke Voss lag auf der Wiese, wie im Schaufenster, die Augen nur zu einem kleinen listigen Schlitze geöffnet, die Linsen ebenmäßig schlapp wie hier herunter hängen lassend, die buschige Standarte glatt am Boden hinter sich, und, trotzdem er sich über den schon heranpflanzenden Raben bestialisch freute, auch mit keinem Härchen daran wedelnd. Zu atmen wagte er kaum, da ihn bei jedem Atemzug die Butterblume vor der Nase figelte. Das wilde Geträche der aus allen Teilen des Waldes zusammengeflogenen Raben war ihm verheißungsvolle Festmusik. Möchten sie ihn für ein totes Was halten

— wenn nur erst einer mit dem Scheintoten anbandeln möchte! Von hinten her hörte er endlich den großen Rabenvater mit einer tiefen rauhen Rabenstimme ihn anreden. Sich umgucken? Weileibe nicht! —

Da fühlte er an den äußersten Haaren der Standarte ein vorfrichtiges Zupfen. Wie elektrische Freundschläge zuckte das durch seinen roten Fuchsbalg. Nun zu packen? Er wäre nicht Reineke Wof! Wie dummvertraut der alte Rabenvater nun mit größtendert Stimme neben seine Nase heranblüßt und ihm in den listigen Augschläg starrt. Da — hays — hat er ihn beim Schlafittchen. „Gröh“ macht der Schwarze noch, dem die Augen vor Ueberraschung herausquellen. Zwei Sprünge macht Reineke Wof noch im Graße mit dem schwarzen Fraß in den blanken Zähnen, zwei tolle Freundsprünge. Er ladet den Rabenchor aus, der Peter und Morbio trächzt — aber plötzlich macht er ein verdußt ernstes Gesicht. Er äugt nach etwas Wligendem, das einem Augellauf verteuft ähnlich sieht. Er möchte noch flüchtig werden. Dann sieht er noch ein Räuchlein, einen kleinen Knall hört er — macht noch einen kleinen Freundsopfer — und dann sieht er und hört er nichts mehr. Onkel Valentin hebt ihn an der Blume, an der Schwanzspitze, mit vergnügtem Blick empor.

Hier nahm er doch wenigstens den Ruhm der Schlaueit mit in die ewigen Jagdgründe. Aber ich habe ihn selbst an anderer Stelle gesehen, in der Nähe von Dessau bei einer Treibjagd, wo er sich ebenso dumm wie blutigierig zeigte — und das einem Angehörigen seiner eigenen Familie gegenüber! Ich stand an einem reifen Kornfeld, dessen gejunder Duft mir tief in die Lungen quoll. Eben hatte ich den Gewehrkolben an die Wange gelegt, um einem „Rotrod“, der angeschossen war und stark schweißte, den Rest zu geben. Da sehe ich, wie die Nase auf der blutigen Spur, ein zweiter Fuchs aus dem Kornfeld heranschnirt. Jetzt hat er seinen Kollegen erkannt — und mit ein paar mächtigen Sprüngen ist er bei ihm. Rücksichtslos fällt er über den ermatteten Krüppel her, als sei er ein armer schwacher Gase oder eine junge Rehzide, die sonst zu seiner gewöhnlichen Beute gehören. Ich lasse das Auge vom Korn und sehe mit nicht geringer Ueberraschung dieser Keußerung von verwandtschaftlichen Gefühlen zu. Der ältere, angeschossene Fuchs sieht ihm mit bremenden Sehern und offenem Rachen gegenüber, nachdem er ihn durch plötzliches Umherwälzen auf der Erde vom Rachen geschüttelt hat. Zwanzig, dreißig Schritt davon toben und schreien die Treiber, etwas weiter knallen immerzu Schüsse — und trotzdem springt dieser rohe Rotrod, dem die Blutgier aus den Zähnen trieft, seinem ziemlich wehthosen, halb lahm geschossenen Vetter an den Hals, würgt ihn — und erbält im gleichen Moment zur Belohnung eine Kugel von mir, die alle Wosheit von ihm nimmt und ihn friedlich neben den noch etwas zappelnden Gewürgten hinlegt.

Selbst junge reizende Füchschchen zeigen schon solche nichtswürdige Zuneigung zu ihren kleinen Geschwistern. Man kann kaum etwas als zierrlicher, ergößlicher und reizvoller bezeichnen, als dies muntere Miteinander-Perumpurzeln und Sich-Durcheinanderwälzen solcher jungen, schon ungemein gelenkten und geschmeidigen Fuchsfamilie. Aber wie ernüchert ist man, wenn bei dem einen Moment etwas hitziger werdenden Befecht der unsäglich flinken und so rührend spielerischen Pföfchen und bei dem zärtlichen Zubeißen der jungen Zähne plötzlich eines der lebenswürdigen Füchschchen eine kleine Wunde davongetragen hat, aus der es blutig tropft — und nun, wie auf stille Verhängung, mörderisch die übrigen, sonst so anmutigen Schnäuzchen sich aufstun, mit aller Blutgier des Raubtiers über den entsetzten Bruder herfallen und ihn in wenigen Sekunden zerfleischen und zu einem grausen blutigen Klümpchen zersetzen und entstellen! Das habe ich bei einem Förster mit angesehen, der eine ganze Fuchsfamilie ausgegraben hatte.

Als ich am nächsten Tage einem anderen Grünrod des gleichen Forstes, der zur Sutte Milch bei meinem Sommerwirt einkehrte, meine Empörung über diese Alljugeträgigen ausdrückte und meinte, es könne sich nur um einen Einzelfall handeln — erzählte mir dieser Wildmeister: Ich hatte das Pech, eine säugende Füchsin anzuflehen. Sie lahnte so stark, daß sie sich nicht weiter schleppen konnte. Da legte ich sie — das Maul sperrte ich ihr natürlich etwas — kurz vor ihrem Bau in eine niedrige Mulde, damit die jungen Füchse zu ihr kommen könnten. Ich konnte die erst am anderen Morgen ausgraben. Wie ich aber zu der Arbeit ankam — was denken Sie, was da noch von der alten Füchsin da war? — Ein paar Knochen und das gerissene Fell! Die Kinder hatten sich ihre Mutter gut schmecken lassen!

Die Damen, die ihr kleines Kinn in das weiche Fell des roten Modestelben schmiegen, werden ein Grauen bekommen vor der wilden Blutgier des Uebelstüters. Damit sie die schöne Trophäe aber nicht mit allzu großer Gemüthung tragen, will ich noch von einer anderen Fuchsmutter erzählen, die freilich nicht so heldenhaft war, daß sie noch eines ihrer Jungen im Maul rettete, als sie ausgegraben wurde. Sie hatte sich vorher früh genug in Sicherheit gebracht, und nur einer der jungen Füchse wurde auf das Gut getragen, in dessen Nähe der Bau war. Der Verwalter des Hofes zwängte dem kleinen Räuberhals ein Hundehalsband um — und wie unrafftig und ungebärdig sich auch Reineke jun. anstellen mochte, er mußte sich dies Gängelband gefallen lassen und wurde für die Nacht vorm Fenster des Verwalters an einen Baum gebunden. Am anderen Morgen hatte sich das Füchschlein trübselig in sein Los ergeben, zu-

mal es sah, daß es doch nicht ganz im Stich gelassen wurde, denn kurz vor ihm lag ein fetter Trutzhahn mit abgebißnem Kopf! Außer diesem Trutzhahn gab es im Hof noch dreizehn Trutzhühner. Alle diese hatten einmüthig das Schicksal ihres Hahnes geteilt, überall im Hof lagen sie herum. Sämtlich waren sie in Stücke zerissen. Und die etwas abseits im Felde mit blutiger Schnauze stand, das war die alte Füchsin, die herüberaugte, wie ihr Baby mit dem Kapau fertig werden würde.

Die weiblichen Wesen scheinen auch hier besser zu sein als die männlichen. Man höre nur von der alten, schon ziemlich lahmen Füchsin, die bei Bedmanns auf dem Hofe an der Kette lag. Herr Bedmann hatte drei junge Füchse in einem Drahtkäfig mit nach Hause gebracht. Sein erstes war natürlich, seine kleinen Spitzmäuler der alten Füchsin zu zeigen. Kaum erblickte diese die fremden Jungen, so webelte sie wie ein Hund mit der Bunte, rannte an der Kette wie besessen vor Freude hin und her und wollte in den Käfig hinein. Herr Bedmann aber, der die karnibalistischen Gewohnheiten dieses Geschlechts kannte, ließ den Käfig zurückdrücken. Am Abend indes bei der Fütterung war er nicht wenig erlaucht, als die alte Füchsin das Pferdefleisch, das sie bekam, nicht fraß, sondern unter beständigem Winseln in der Schnauze vor den jungen Füchsen hin und hertrug. Nun wurde sie in den Käfig hineingelassen. Das Blöliche des freudigen Herauspringens ließ aber die Jungen erschrecken. Dazu fiel der Alten noch vor Freude das Fleisch aus den Zähnen, und schon stehen sie mit blanken Zähnen, zu blutigem Schärmügel bereit, sich gegenüber — drei kleine und ein großer Rachen! Dann kommen sich die Nasenspitzen näher, ein stummes Verhandeln tritt ein, in den Nuten zeigt sich ein zustimmendes Wackeln, — und nun stürzen alle in wahnsinnigster Freude durcheinander und in lustigstem Stagbalgen wälzen sich die Körper der Alten und der Jungen ohne Ende durcheinander. — Einmal beginnen diese an dem Gesänge der Alten, das öfter ihre Nasen streift, herumzuschneffeln und herumzupackern mit den scharfen kleinen Zähnen. Da wird es der Füchsin unheimlich und, die Nute eingezogen, zieht sie es vor, sich den drei kleinen Rachen etwas zu entziehen. Seitdem verlangte sie nie mehr in den Käfig hinein, aber ihr Pferdefleisch hat sie doch noch mit der Liebe einer zärtlichen Pflegemutter stets mit den kleinen Pflöglern geteilt.

Früher waren bei uns die „Fuchsjagden“ noch nicht so selten wie heute, wo die Rotröde fast nur noch auf Schwarzwild jagen oder auch, nach englischem Muster, auf den Herrn „Löffelmann“. Dieser ist ja sonst auch ein Jagdtier des eigentlichen „Rotrods“, der genau weiß, wie ihn jeder Grünrod behandeln wird, wenn er seinen Pelz nicht früh genug in Sicherheit bringt. Darum ist er an einigen Stellen schon so raffiniert geworden, sich beim Dach einzulogieren, um seine Spur zu verwischen und den zweibeinigen Feind mit der Flinte unterm Arm an der Nase herumzuführen. In dem Souterrain, wo sich ein Fuchs bei Meister Grimbart einlogiert, halten diese beiden auf reinliche Scheibung. Grimbart ist überhaupt nicht erbaut, auch nur den Eingang mit einem so berufenen Gesellen teilen zu müssen. Liegt er zufällig in der Sonne vorm Bau, wenn der Eindringling heimkehrt, so sagen sie sich nur mit blanken Zähnen guten Tag. Eine Freundschaft aber, wie sie selbst schon zwischen Kaninchen und Fuchs vorkam, ist hier zwischen Wirt und Gast für ewige Zeiten ausgeschlossen.

So vereinzelt der „Rotrod“ auch infolge der allgemeinen Verfolgung und nicht zuletzt durch sein „In-Mode-Kommen“ geworden ist, selbst nahe bei Berlin kann man ihm noch die Biste machen. Eines Abends lag ich vor wenigen Wochen im Dämmer der schönen Havelandschaft des Wannsees, Gladow gegenüber. Da mußte ich plötzlich, wie unterm Fixieren eines gewissen Blickes, zur Seite schauen — und wer stand da, fünfzig Meter weiter, neben einer Kiefer — nun er! Sein Chemisett leuchtete, seine Lichter starrten, und dann sälich er gelassen ins Schilf, vor dem er mich bei seinem Gang nach einer Plöge oder einem Hecht dann vergeblich antichambrieren ließ.

A. N a t h.

## Kleines feuilleton.

### Musik.

Musikliteratur. „Edition Schott“ heißt ein neues, auf Verbilligung der Musikliteratur abzielendes Unternehmen der Verlagsfirma W. Schotts Söhne in Mainz, das unlängst ins Leben getreten ist. Das gleiche Prinzip, das der Reclam'sche Verlag seit einem halben Jahrhundert in seiner „Universalbibliothek“ verkörpert, wird unseres Wissens nun zum erstenmal auch auf die Musik angewendet. Der enorme Reichtum an Tonwerten jeder Art, dessen sich gerade auch die deutsche Nation zu rühmen hat, ist der breiten Volksmasse größtenteils noch immer unerreicht geblieben, da selbst sogenannte „Volksausgaben“ in den meisten Fällen noch unverhältnismäßig kostspielig waren, ohne deshalb auch gleichzeitig praktischen Bedürfnissen hinsichtlich klar-sänger Uebersicht des Notensystems, vereinfachter Vortragszeichen, Angabe des Fingersatzes usw. zu entsprechen. Nun scheint man diese Uebelstände beseitigen zu wollen. Im gesamten Buchhandel hat sich mehr und mehr die Tendenz geltend gemacht, die Literatur

durch erheblich niedrigere Bücherpreise auch der großen Masse der Besitzlosen zu erschließen. Dies Bestreben ist allenthalben durch einen gewaltig sich steigenden Bücherumsatz gelohnt worden. Warum sollte es nicht auf dem Gebiet der Musikliteratur ähnlich werden? Die Edition Schott kommt diesem Bedürfnis entgegen durch Einzelausgaben älterer wie neuerer Tonhöfungen zum Preise von je 20 Pf. Bis jetzt sind bereits gegen 3000 Nummern herausgebracht. Unter den Gesangsstücken nehmen die Lieder von Schubert und Schumann den breitesten Raum ein. Für 20 Pf. kann man ganze Hefen, z. B. Frauenliebe und Leben, oder Strauße ausgewählter Lieder erwerben. Außerdem ist auch jedes Stück einzeln zu haben. Zu den einstimmigen Gesängen für Sopran, Alt, Tenor, Bariton und Bass treten Duette mit Klavierbegleitung, teils in Originalfassung, teils in erleichteter Bearbeitung. Besonders reich und vielseitig ist die Instrumentalmusik bedacht. Jedes Können und jeder Geschmack finden, was sie brauchen — und wie sie es brauchen können.

Daß nun die Firma Schott nicht den Mut gefunden hat, sämtliche „Unterhaltungs“-vulgo „Salonmusik“ energisch fernzuhalten, ist allerdings sehr bedauerlich. Eine auf Gediegenheit gestellte Hausmusikpflege soll jenes Keiertrams wirklich entraten.

Daß jetzt auch Richard Wagner, dessen Musikschöpfungen ausschließlich für die Darstellung auf der Bühne gedacht sind, für alle hausgebrauchlichen Instrumente verarbeitet werden würde, stand längst zu befürchten. Und die Edition Schott, als Verleger der Wagnerdramen, tritt gleich mit 200 Nummern auf den Plan. Natürlich wird eine „leicht spielbare“ und „mittelschwere“ Ausgabe geboten. Wenn jeder der sachmännischen Bearbeiter auch immer Musikpädagoge wäre, nicht bloß entweder einseitiger Musiker oder pedantischer Schulmeister, so wäre man sicher, daß jedes Charakteristikum, jede melodische Feinheit in möglichst unverrückter Form auf irgendein Soloinstrument übertragen würde. Bei keinem anderen als bei Wagner muß man sehr auf der Hut sein; denn er hat weder für das Klavier, noch irgendein sonstiges Soloinstrument geschrieben und verhielt sich durchaus ablehnend allen Uebersetzern und Bearbeitern seiner Musik gegenüber, mochten sie Liszt, Bülow oder anders heißen. Im ganzen scheinen nun die Sachen der Edition Schott, was ihre Zurückung auf leicht und mittelschwer angeht, den spezifischen Anforderungen zu entsprechen. Die Verteilung des Satzes auf beide Hände, die sparsam angewendeten Vortragszeichen, die Tonarzeichen sind klar und übersichtlich. Der Fingersatz ist bequem. Der Notendruck, schwarz, großköpfig und geräumig, ist zu loben; weniger vorteilhaft finde ich die weißspurigen Linienysteme, weil sie den Ueberblick erschweren. Die technische Ausstattung — Papier, Umschlag usw. — kann befriedigen, wie denn der billige Preis von 20 Pf. für jedes Opus als beste Empfehlung der Edition Schott gelten kann. e. k.

**Vom Menschen.**

Die Zellen des Gehirns. Der Neurologe Professor Mott, ein Mitglied der Londoner Gelehrtenakademie, hat in einer Arbeit über die Entwicklung und den Bau des Gehirns die Angabe gemacht, daß allein in der grauen Masse des Gehirns rund 7000 Millionen Nervenzellen enthalten sind. Man kann sich daher eine Vorstellung von dem komplizierten Aufbau dieses wertvollsten aller Organe machen. Trotzdem bezeichnet Professor Mott die Aussichten der Geisteshygiene, die auf Gehirnforschungen beruhen muß, für die Zukunft des Menschengeschlechts als außerordentlich groß. In den ersten drei Jahren des Menschenlebens, von der Geburt an gerechnet, geht das Wachstum des Gehirns mit erstaunlicher Schnelligkeit vor sich und wird hauptsächlich durch eine rasche Zunahme des Gewichts behundet. Die weitere Gewichtssteigerung erfolgt langsam und gelangt schon im Alter von 16 bis 18 Jahren zum völligen Stillstand. Im hohen Alter erfolgt sogar eine mehr oder weniger erhebliche Abnahme des Gehirngewichts. Die Geistesentwicklung beruht also in den Jahrzehnten, wo sie die höchste Blüte erreicht, nur noch in der Ausbildung der einzelnen Teile, nicht aber in einer Zunahme an Masse. Ueberhaupt haben ja die Vergleiche des Gehirngewichts ergeben, daß die geistig bedeutendsten Menschen durchaus nicht immer ein besonders schweres Gehirn besitzen. Wegen seiner Wichtigkeit für den ganzen Organismus ist das Gehirn vorzüglich geschützt. Während fast alle anderen Organe bei andauerndem Hunger einer Abzehrung verfallen, verliert das Gehirn dabei kaum einen merklichen Betrag an Gewicht. Die Ursachen eines Schwachsinnus sucht daher Professor Mott für die meisten Fälle in Vorgängen vor oder bei der Geburt. Immerhin können auch noch Ereignisse des späteren Lebens in dieser Richtung verhängnisvoll werden, z. B. Weibergiftung, Alkoholmißbrauch, eine Verkümmern der Schilddrüse, unglückliche Stürze und anderes. Die Ausbildung der Gehirnwindungen wird wahrscheinlich in der Hauptsache durch Vererbung bestimmt, denn sie bieten bei verwandten Personen eine auffällige Ähnlichkeit dar.

**Völkertunde.**

Warum die Eskimos ihre Kinder nicht strafen. Es war während des Winters 1909, daß der bekannte Polarreisende Billjalmur Stefansson im Gebiete der Madenzie-Eskimos eine Forschungsreise den Horizont hinaus unternommen hatte. Ihn begleitete eine Eskimofamilie, bestehend aus dem Mann Flavinik, der Frau Mamahal und der etwa achtjährigen Tochter Noaschal.

Schon mehrere Tage hatten sie nichts außer Robbentran zu essen gehabt; die Hunde waren müde und schwach vor Hunger und konnten den Schlitten nicht mehr ziehen. So blieb den beiden Männern der Expedition nichts weiter übrig, als das hochbepackte Gefährt vorwärts zu bringen, indem der eine vorne zog und der andere hinten stieß, und Mamahal ging voran, um für den Schlitten eine Bahn zu machen. Noaschal, ein dickes und schon ziemlich erwachsenes Mädchen, thronte bergnützlich hoch oben auf der Ladung und sah gleichgültig den Anstrengungen zu, in denen sich die anderen völlig erschöpften. Eines Tages, als die beiden Männer so ermüdet waren, daß sie sich kaum noch mit ihrer Bürde fortzuschleppen konnten, wandte sich Stefansson an Flavinik mit der Frage, ob er nicht auch meine, es wäre eine gute Idee, wenn Noaschal mal abstiege und ein bißchen nebenan marschierte. Sie allein war ja immer trefflich genährt worden und kräftig, während die anderen schon seit langem Hunger litten. Dem Eskimo schien das einzuleuchten. Er trat an die Tochter heran, erzählte ihr, wie müde sie alle seien, und wünschte zu wissen, ob sein liebes Kind nicht so gut sein wollte, ein wenig zu gehen; sie würden dann jeden Tag schneller reisen und früher ans Ziel kommen, wo es sehr viel Gutes und Süßes für sie gäbe. Doch sie erwiderte, das Gehen passe ihr nicht — und damit war die Unterredung zu Ende. So wären beinahe durch den Eigensinn eines Kindes vier Menschen zugrunde gegangen, denn die Erwachsenen waren am Rande ihrer Kräfte und schleppten sich nur wie durch ein Wunder bis zur nächsten Anbiedelung. . . .

Diese merkwürdige Situation hebt Stefansson, der ausgezeichnete Kenner der Eskimos, der gegenwärtig wieder im ewigen Eise weilt und um dessen Schicksal man wegen Ausbleibens jeder Nachricht besorgt ist, in einem Auffag des „Strand Magazine“ hervor, um die Nachsicht der Eskimoeltern gegen ihre Kinder zu kennzeichnen. Viele Reisende haben es als einen seltsamen Zug angeführt, daß die Eskimos ihre Kinder nie bestrafen, und die verschiedenartigsten Vermutungen sind über die Ursache dafür aufgestellt worden. Die interessante volkstümliche Erscheinung war bisher ein Rätsel, und Stefansson bezeichnet es mit Recht als „einen Haupttriumph“ seiner vierjährigen Expedition, daß es ihm durch einen Zufall gelang, hinter dieses Geheimnis zu kommen. Im März 1912 fiel ihm auf, daß die Mutter Mamahal ihre Tochter mit „Mutter“ anredete, und ebenso taten andere alte Frauen. Als er nach der Ursache für diese sonderbare Titulation fragte, erhielt er die Antwort: „Einfach deswegen, weil sie unsere Mutter ist“, und nun ging er den Vorstellungen nach, die die Grundlage für das Verhältnis der Eskimoeltern zu ihren Kindern bilden. Die Seele der Toten wartet nach dem Glauben dieses Polarvolkes am Grabe darauf, bis sie in den Körper eines neugeborenen Kindes von dessen Eltern als Schutzhülle oder Alka berufen wird. Die erste Sorge der Mutter ist nach der Geburt des Kindes, einen weisen und mächtigen Mann oder Frau der Verwandtschaft, dessen Seele noch frei ist, zum Schützer und Helfer ihres Sprößlings zu bestellen, und nun wohnt in dem kleinen Wesen eine höchst verehrungswürdige, sehr gefürchtete Persönlichkeit, die man nicht beleidigen und verletzen darf, ohne dem Kinde und sich selbst schwer zu schaden. Nur langsam und allmählich erlernt die eigene Seele des jungen Menschenkindes, und erst wenn sie so reif und kräftig ist, daß sie die des Alka nicht mehr bedarf, dann braucht man auf den Schutzhelfer keine Rücksicht mehr zu nehmen. Dieser Augenblick war bei Noaschal gekommen, als sie mit 12 Jahren ein völlig ausgewachsenes Mädchen war. Damals hatte sie sich zum Vergern ihrer Eltern das Tabakkauen angewöhnt, und nachdem man nach längerer Veratung zu dem Resultat gekommen war, daß ihre eigene Seele nun völlig entwickelt sei, erhielt sie vom Vater eine gehörige Tracht Prügel. Ihre Herrschaft über die Familie hatte ein Ende.

**Verkehrswesen.**

Die drahtlose Telegraphie im fahrenden Zuge. Nach langwierigen Versuchen ist die Ladawanna-Eisenbahn zu dem Entschluß gekommen, in ihrem Betriebe auf allen Zügen drahtlose Telegraphiestationen einzurichten, und am vergangenen Sonntag hat der erste mit dieser Neuerung versehene Zug in der Praxis die Probe auf das Exempel bestanden. Während der Fahrt erkrankte ein Kondukteur, der nächsten Station wurde durch drahtlose Telegraphie Anweisung gegeben, einen Ertragmann bereitzuhalten, so daß sich der Austausch ohne jeden Zeitverlust sofort vollzog, und als im Verlauf der weiteren Fahrt die Zahl der neunsteigenden Reisenden so groß wurde, daß Platzmangel entstand, wurde wiederum der folgenden Station während der Fahrt Auftrag gegeben, einen weiteren Pullmanwagen zum Ankloppeln bereitzustellen. Die drahtlosen Apparate funktionierten in voller Fahrt ausgezeichnet, und alle eingehenden Nachrichten wurden ohne Schwierigkeit aufgenommen. Die Vorrichtung für drahtlose Telegraphie befindet sich im vorderen Teile des Zuges, alle Wagen tragen kleine zwei Fuß hohe Gerüste als Antennen, der drahtlose Telegraphist hat seinen Standort in einem besonderen Abteil am Ende des zweiten Wagens. Der amerikanische Telegrapheninspektor Foley, der die erste Fahrt mitmachte, sprach sich sehr begeistert über die Einrichtung aus, sieht in ihr einen entscheidenden Faktor für die Steigerung der Verkehrssicherheit und gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß in kurzer Frist alle großen Bahnsysteme der Welt dazu übergehen würden, ihre Schnellzüge mit drahtlosen Telegraphieeinrichtungen auszurüsten.